

Freitag, 29. Juli 2011

*Rom*

»Mit Rom ist es wie mit wirklich betörenden Frauen. Kurz nach dem Erwachen ist es am schönsten.«

Jeden Morgen kurz vor halb sieben nahm Michele Balistreri denselben Weg durch die Altstadt von seiner Wohnung zum Büro. Er ging den stillen Park des Colle Oppio zum Kolosseum hinunter und dann an den Kaiserforen entlang, den schönsten dreihundert Metern der Welt mit den Überresten des größten Imperiums, das die Menschheit je gesehen hatte. In weniger als einer halben Stunde würden wieder die Horden über diese außergewöhnliche Schönheit herfallen und sie mit-Füßen treten.

Bis vor ein paar Jahren war es allen ganz gut gegangen, aber nun, wo die Krise voll zugeschlagen hatte, konnte sich nur noch ein Teil der Bewohner den Sommer leisten. Das verarmte Volk verbrachte den Urlaub zu Hause und überschwemmte am Wochenende die öffentlichen Strände von Ostia. Während die Reichen längst auf ihrem Boot in Capri, Elba oder Portofino weilten.

Balistreris von vielen düsteren Gedanken begleiteter Spaziergang durch die Kaiserforen diente auch dem Zweck, sein Knie beweglich zu halten, das immer mehr schmerzte, seit es ihm die Komplizen des Unsichtbaren vor fünf Jahren zerschossen hatten.

Diese magische Stunde zwischen Sonnenaufgang und dem Hereinbrechen der Blechlawine war die Einzige, in der Balistreri freiwillig nach draußen ging. Sein Leben spielte sich fast nur noch in geschlossenen Räumen ab. Die äußerlichen Wunden, die ihm bei der Jagd nach dem Unsichtbaren zugefügt worden waren, waren zum Teil vernarbt, doch die Wunden seiner Seele waren unheilbar. Inzwischen verkroch er sich, von dem morgendlichen Spaziergang mal abgesehen, am liebsten in seinen eigenen vier Wänden oder in seinem Büro. Nach und nach war jede Inspiration aus seinem Leben verschwunden, jeder Anlass für Gespräch, Begegnung, Neugierde.

Nichts konnte ihn mehr reizen, selbst die raren Pokerrunden mit Freunden und die gelegentlichen Flirts waren ihm inzwischen eher eine lästige Pflicht als ein Vergnügen. Im Büro umgab er sich ausschließlich mit seinen engsten Kollegen, und das auch nur, wenn es die Arbeit erforderte, die mittlerweile auf Telekommunikationsüberwachung, DNA-Analysen und ähnlichem uninteressanten Zeug basierte.

Seine Unlust ging Hand in Hand mit einer gewissen Unbekümmertheit. Dass er nach und nach allem abgeschworen hatte, war weder Ergebnis einer Zen-Übung

noch eines Zwangs, sondern die natürliche Folge der verbrannten Erde, die er im Laufe der Jahre hinterlassen hatte.

Um Viertel vor sieben betrat er die kleine Bar in der Nähe seines Büros, getrieben von seiner alten Schwäche für gut zubereiteten Espresso. Um diese Uhrzeit fanden sich die üblichen Stammgäste ein: der Barista, der Straßenfeger, der Obsthändler und der Gymnasiallehrer. Einfache Leute, mit denen er noch vor einigen Jahren gern geplaudert hätte und die er heute höchstens flüchtig grüßte. Er war hier bekannt, alle wussten, dass er der Chef der Mordkommission war.

Balistreri hörte still zu, ohne sich am Gespräch zu beteiligen. Das war das normale Volk. Menschen, die gar nicht in der Lage wären zu stehlen, nicht einmal die Bonbons an der Kasse einer überfüllten Bar. Sie gehörten zur großen Masse der Verlierer, für die sich die Mächtigen nur kurz vor den Wahlen interessierten.

Jetzt herrschte die Krise, die Rezession, die Stagnation, die Depression. Und Tag für Tag erklärten gebildete Minister, Finanzbürokraten und Staatsbuchhalter – hochdotierte Leute, die so viele Ämter bekleideten, dass Interessenkonflikte vorprogrammiert waren – diesen armen Schluckern, sie müssten den Gürtel enger schnallen und Opfer bringen, zum Wohle ihres Landes und ihrer Kinder. Wobei nicht ganz klar war, ob sie die Kinder der Bürger meinten oder ihre eigenen.

Immerhin durften die einfachen Leute aus dem Volk lamentieren, ohne für ihr Gerede ins Gefängnis zu wandern, und dafür musste man der Demokratie doch dankbar sein.

Solche Gedanken erfüllten Balistreri nicht mit Wut oder Resignation. Diese Leute waren ihm sympathisch, aber er brachte keine solidarischen Gefühle mehr für sie auf. Er war es leid, mit anhören zu müssen, wie die Italiener über Politiker jammerten, die sie selbst gewählt hatten.

Die Radionachrichten begannen mit einem Bericht über Libyen und diesen anscheinend ins Stocken geratenen, endlosen Krieg, über die immensen Kosten von fast zehn Milliarden Euro, die Gaddafi ausgegeben hatte, um sich zu verteidigen, und die NATO-Staaten, um ihn anzugreifen. Und über die Kosten in Form von Menschenleben, auch unter den unschuldigen Zivilisten. Balistreri starrte auf den Boden seiner Espressotasse und lauschte der Meldung über das Blutbad von Sawija, wo zahlreiche Alte, Frauen und Kinder massakriert worden waren.

Er zahlte etwas hastiger als sonst, winkte zum Abschied und verließ die Bar. Wenn es eine Sache gab, von der er absolut nichts hören wollte, dann war es dieser Krieg, den sich Gaddafi, die Aufständischen und die NATO lieferten.

*Der Oberst ist das Böse, aber diejenigen, die ihn jetzt bombardieren, um sich noch ein paar Erdölverträge mehr zu sichern, sind kein Stück besser als er.*

Um sieben erreichte Balistreri den Hintereingang auf dem kleinen Platz. Den unterwürfigen Gruß des Wachpostens der Squadra mobile, der aus seinen bösen Blicken gelernt hatte, ihn mit Commissario anzusprechen statt mit *Commissario capo* oder, schlimmer noch, *Vicequestore aggiunto*, quittierte er mit einem Lächeln.

Die drei Stockwerke der Marmortreppe zu den fast leeren Büros der dritten Sektion stieg er zu Fuß hinauf, leicht keuchend, weil er sein Knie spürte, zu viel rauchte und sich nicht genug bewegte. Im Großraumbüro saßen nur die Telefonisten. Alle anderen traten ihren Dienst erst zwischen sieben und acht an.

Bei seinem Wechsel von der Sezione speciale zur Mordkommission hätte ihm eigentlich ein geräumigeres, moderneres Büro mit angrenzendem Konferenzraum zugestanden, doch er hing an seinen alten vier Wänden, von denen schon die Farbe abblätterte. Nicht wegen der tollen Aussicht auf Kolosseum und Forum Romanum – die Rollläden hatte er fast immer geschlossen –, sondern weil es genau seiner Stimmung und seiner etwas in die Jahre gekommenen Erscheinung mit den weißen Schläfen und dem angegrauten Haar entsprach: Schreibtisch und Tür aus Holzfurnier, durchgesessene Sessel mit gesprungenen Federn, ein schwarzes Sofa aus abgewetztem, zerknittertem Leder und der kleine Balkon mit dem staubbedeckten Fries.

Mit dem Büro verhielt es sich fast wie mit Hunden, die irgendwann aussehen wie ihre Herrchen. Ein ultramodernes, sauberes Büro hätte einfach nicht zu ihm gepasst. Für ihn war es irgendetwas zwischen Höhle und Grab geworden. Die Jagd nach dem Unsichtbaren war sein letzter Fall im aktiven Einsatz gewesen, der letzte Pistolenschuss und die letzte Gefühlsaufwallung.

Seit damals pendelte er fast nur noch zwischen seiner Wohnung und diesem Büro, das sich mit seiner Doppelverglasung und den Rollläden gegen die Welt verbarrikadierte, vollgeräuchert und vom Whiskygeruch geschwängert. Jeden Tag, wenn er all den sinnlosen Papierkram unterschrieben hatte, streckte er sich auf der alten Ledercouch aus, lauschte der Musik von Cohen und konnte die überwältigende Schönheit und die unentrinnbare Abscheulichkeit dieser Stadt und dieses Landes für eine Weile aussperren.

Auf diesem Sofa ließ er die Zeit dahinplätschern wie auf einem Boot in der Sonne, das von der Strömung zur Mündung eines ruhigen Flusses getrieben wird.

*Ich wollte die Welt verändern, doch die Welt hat mich verändert.* Träume waren das, nichts als Träume.

## Tripolis, 1958

*Mike Balistreri*

Hier in Tripolis ist es auch im Winter warm. Draußen im Garten, der die beiden Villen umgibt, zerreißt das Quaken der Frösche die Stille der afrikanischen Nacht. Die beiden herrschaftlichen Villen mit Klimaanlage stehen etwas außerhalb von Tripolis. Villen für Reiche. Doch gleich dahinter beginnt die Olivenplantage, die mein Großvater Giuseppe Bruseghin über ein halbes Jahrhundert hinweg angelegt hat, auf einer Sandflche, die ihm die faschistische Kolonialverwaltung zur Verfügung gestellt hatte, als er aus dem verwüsteten Venetien nach Libyen umgesiedelt war. Jahre hat es ihn gekostet, die Felder einzuebnen, Schutzwlle gegen den Gibli und die Sandschwaden aus der Wüste zu errichten, bis zum Grundwasser zu graben und Bewsserungskanle zu bauen. Zum Schluss pflanzte er die Olivenbumchen ein und wartete. Diesen entbehrungsreichen Jahren verdankt Großvater heute die grte Olivenplantage in ganz Libyen.

Doch mein Vater kann ihren Geruch nicht ausstehen. Er erinnert ihn an seine Kindheit in Palermo, an den Geruch der Armut. Er verabscheut auch den Geruch der Jauche, mit der die Olivenbume gedüngt werden, den Geruch, der aus der Grube steigt, neben der seine Angestellten und die Hirten in ihren Htten hausen.

Wir haben uns für den letzten Abend des Festivals von Sanremo versammelt, alle drei Familien: wir Italiener, die Balistreris – Großvater, mein Papa Salvatore, meine Mutter Italia, mein großer Bruder Alberto und ich, Michelino. Dann die Amerikaner, unsere Nachbarn, William, Marlene und Laura Hunt. Und schließlich die Libyer, die al-Bakris, Mohammed, das Oberhaupt der Familie, und seine vier Söhne, die gemeinsam mit ihren Müttern und ihrer Schwester Nadia in der Blechhtte neben der Jauchegrube leben, Tag und Nacht von ihrem Gestank umhüllt.

Ich sitze auf dem Sofa, zwischen den beiden Frauen meines Lebens. Der, die mich geboren hat, Italia, und der, mit der ich zusammenleben werde, Laura. Auf dem Schwarz-Weiß-Bildschirm singt Domenico Modugno den Siegertitel des Festivals.

*Penso che un sogno cos non ritorni mai pi ...*

*Ein solcher Traum kehrt sicher nie wieder ...*

Freitag, 29. Juli 2011

*Tripolis*

Im Hotel Rixos lag Linda Nardi angekleidet auf dem Bett ihres Zimmers. Sie hatte das Licht ausgeschaltet und betrachtete durch die geöffneten Fenster den feuerroten Sonnenuntergang. Draußen war alles friedlich und ruhig, die Palmen standen reglos da, und vom Minarett wehte das süße Klagelied des Muezzins herüber. Ohne den Lärm der NATO-Zerstörer, die erst in der Dunkelheit der Nacht zurückkehren würden, schien der Krieg in weiter Ferne.

Sie hätte jetzt gern mit ihrer Mutter Lena in Kalifornien geredet, aber sie hatten erst am Abend zuvor telefoniert, und Linda wusste, dass sie wegen ihres schlimmen Hustens nicht lange sprechen konnte. Auch mit ihrem Vater hätte sie gern geredet, doch dieses Problem war ohnehin unlösbar, denn sie hatte ihn nie kennengelernt und wusste nicht einmal, wer es war. Wenn sie wenigstens mit irgendeinem anderen netten, sensiblen Mann reden könnte. Leider hatte sie im Moment nur keinen zur Hand.

*Im Moment, Linda?*

Vor einigen Monaten war sie vierzig geworden, und immer noch gab es keinen Mann in ihrem Leben. Es hatte auch nie einen gegeben, abgesehen von einem kurzen Zwischenspiel vor fünf Jahren, als sie Michele Balistreri aus dem Krankenhaus zu sich geholt hatte, damit er sich von den Verletzungen erholte, die der Unsichtbare ihm zugefügt hatte. Damals hatte sie geglaubt, ihr männliches Gegenstück gefunden zu haben, den *einzigsten Mann* auf der Welt, der zu ihr passte.

Mehrere Monate hatten sie zusammengelebt, miteinander zu Abend gegessen, Wein getrunken und geredet, in einer Art Seelenverwandtschaft, die weniger auf Worten beruhte als auf dem, was nicht gesagt wurde. Mit Balistreri hatte sie ein Recht wiedererlangt, das die Frauen verloren haben.

*Das Recht, wir selbst zu sein, und nicht das, was die Männer von uns erwarten.*

Doch sie hatten sich nicht einmal geküsst. Diese Tür war verschlossen geblieben. Und irgendwann folgte auf die Ruhe ein Sturm, aus dem sie in vielerlei Hinsicht gestärkt, aber auch geschwächt hervorgegangen war. Die Stärke und die Schwäche waren die beiden Seiten ihres Zynismus, der sie unabhängig machte, aber auch vollkommen unfähig, sich den Regeln des Flirtens zu unterwerfen.

Sie schob den Gedanken an Balistreri beiseite und versuchte sich auf ihre Arbeit zu konzentrieren. Sie war hergekommen, um über den Bürgerkrieg zu berichten, dessen Ende, nachdem scheinbar erst die Rebellen und später Gaddafi gesiegt hatten, seit der Einmischung der NATO wieder völlig offen war. Die Nachrichten aus dem Kampfgebiet waren widersprüchlich, aber zuverlässig grausam. Dieser Krieg wurde